

Alexander Deeg

„Wir glauben das Neue“ Zur Einführung

Manchmal überfallen diejenigen, die liturgiewissenschaftlich arbeiten, Zweifel. Wie eigentlich kommen Kolleginnen und Kollegen, wie eigentlich komme ich selbst auf Thesen zur Bedeutung und Gestalt der Liturgie, zu Theologie und Feierformen des Gottesdienstes? Das Phänomen ist ja nicht ganz unbekannt: Mir selbst gefällt eine bestimmte Form der liturgischen Gestaltung, eine Weise des Psalmengesangs, eine Struktur der Abendmahlsfeier etc. – und dann fallen mir schon historische oder theologische, empirische oder kulturwissenschaftliche Argumente ein, um das, was meinem Geschmack entspricht, auch begründet darzulegen und (vermeintlich) zu objektivieren. Es ist ein Verdacht, der sich auch deshalb einstellt, weil die Methodik liturgiewissenschaftlichen Arbeitens, die Art und Weise liturgiewissenschaftlicher Epistemologie selten explizit reflektiert werden. Wie kommt die Liturgiewissenschaft auf ihre Gedanken? Wie verbinden sich historische oder empirische Deskriptionen mit normativen Schlussfolgerungen für die gegenwärtig gefeierten Gottesdienste?

Freilich ist in den seltensten Fällen davon auszugehen, dass es zur bewussten argumentativen Verschleierung persönlicher Vorlieben kommt. Aber – und das macht die Sache nicht einfacher: Es ist wahrscheinlich und letztlich unumgänglich, dass individuelle und überindividuelle Haltungen und Einstellungen auch liturgiewissenschaftliche Reflexionen und liturgisch-praktische Konkretionen prägen. Wie aber kommt man an solche Einstellungen heran? Wie lassen sich Mentalitäten bestimmen, also vorherrschende und immer nur teilweise bewusste Prädispositionen?

2012 erschien „1913. Der Sommer des Jahrhunderts“ von Florian Illies.¹ Gut 300 Seiten lang zeichnet Illies ein Bild dieses Jahres und versucht ein Stimmungsbild der Zeit, indem er auf die Ebene der Personen und des Persönlichen ‚abtaucht‘. Er zeigt, wie der 24-jährige Hitler in Wien im Männerwohnheim lebte und malte, wie er spazieren ging und was er aß. Er gibt Einblicke in Thomas Manns häusliches Leben nach der

1 Florian Illies, 1913. Der Sommer des Jahrhunderts, Frankfurt/M. 2012.

Veröffentlichung von „Tod in Venedig“ und auf dem Weg zum „Zauberberg“. Er beobachtet Kafkas eigentümlich verschrobene Liebesbeziehung zu seiner zweimaligen Verlobten Felice Bauer. Und vieles mehr.

Kommt man durch die Lektüre von Florian Illies' Buch genauer an das heran, was das Jahr 1913 ausmacht, als man dies durch das Aufrufen der großen weltpolitischen Ereignisse dieses Jahres tun könnte? Wilson wird Präsident in den USA, Wilhelm II. ist Kaiser in Deutschland, Beginn des zweiten Balkankrieges und Unabhängigkeit Albaniens, Einweihung des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig. Lässt sich auf dem Weg der Darstellung von Details und durch das Eintauchen in das gelebte Leben die Mentalität der Enttäuschung jenes Jahres nach der Zeit des Fortschrittsoptimismus beschreiben? Florian Illies versucht es auf seine episodische und damit fragmentarische Weise. Manche werfen ihm vor, die Geschichte werde so auf das Niveau des Kleinbürgerlichen reduziert. Und in der Tat wagt Illies es kaum, den größeren Zusammenhang zu sehen. Ökonomisches, Politisches, Soziologisches und Privates werden nicht im Wechselspiel beleuchtet. So bleibt es vielleicht doch bei allzu harmlosen Anekdoten, mal witzig, mal peinlich, aus der Welt der Künstler und Politiker, der Mächtigen und noch nicht Mächtigen. Aber immerhin: Das Buch ist ein Versuch der Annäherung an etwas, was sich als Mentalität bezeichnen ließe und dann das Konglomerat von Vorstellungen, Einstellungen, Haltungen, Gefühlen meint, die in einer bestimmten Zeit (meist eher unbewusst als bewusst und eher aus dem Rückblick als in der Gegenwart erkennbar) prägend sind.

Werden solche Mentalitäten auch entscheidend für liturgische Weichenstellungen? Natürlich! Liturgische Argumentationslinien ändern sich durch die Zeiten hindurch. Exemplarisch deutlich wird dies etwa, wenn man den Rekurs auf Luther in der Geschichte der liturgischen Diskussionen untersucht. Mit Verweis auf ihn können so unterschiedliche liturgische Optionen wie die von Wilhelm Löhe, Friedrich Spitta und Julius Smend oder Paul Althaus argumentieren. Luther kann für liturgische Innovation ebenso stehen, wie für den Verweis auf die Notwendigkeit der Bindung des Gottesdienstes an die Tradition, für das Plädoyer für völlige Verständlichkeit in der Liturgie ebenso, wie für die Fortführung der abendländischen Messe in ihrer möglichst geprägten Gestalt. Ein Beispiel gibt der Agendenstreit des frühen 19. Jahrhunderts, in dem sich keineswegs nur Friedrich Wilhelm III. auf Luther beruft; auch Schleiermacher, der den Rekurs des Königs auf Luther spöttisch mit der Frage unterläuft, ob denn auch Luther selbst zum Lutheraner

geworden sei, stellt sein eigenes Verständnis des Reformators dem des Monarchen entgegen.²

Mit alledem ist nicht gesagt, dass Argumente *in liturgicis* arbiträr wären. Aber es könnte sein, dass liturgisch (und sicher nicht nur dort) das, was sich als „Mentalität“ bezeichnen lässt, eine mindestens ebenso große Rolle spielt wie der argumentative Diskurs. Das Fachgespräch des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD im Februar 2013 untersuchte diese Zusammenhänge, indem es eine Epoche in den Blick nahm: die Zeit der Weimarer Republik und des beginnenden Dritten Reiches (mit ihrer Vor- und Nachgeschichte), die Hoch-Zeit des ‚völkischen Denkens‘. Exemplarisch sollte so erarbeitet werden, welche Zusammenhänge sich zwischen Mentalität und Liturgie(wissenschaft) aufweisen lassen.

Den konkreten Anstoß zu diesem Liturgiewissenschaftlichen Fachgespräch und dem jetzt vorliegenden Buch haben wir einerseits Benedikt Kranemann und Klaus Raschok, andererseits Peter Cornehl zu verdanken. Benedikt Kranemann und Klaus Raschok haben 2011 das monumentale (1200 Seiten starke) Standardwerk „Gottesdienst als Feld theologischer Wissenschaft im 20. Jahrhundert“ herausgegeben.³ In dieser liturgiewissenschaftlichen Prosopographie werden 95 (!) bereits verstorbene Liturgiewissenschaftler aus den evangelischen Kirchen und aus der katholischen Kirche in unterschiedlich langen und generell (wie immer bei einem Sammelband) unterschiedlich qualitätvollen Artikeln dargestellt. Eine Fundgrube für die Liturgiewissenschaft – und ein anregender Entdeckungszusammenhang für Fragen, die sich quer zu den dargestellten Biographien auftun. Als eine offene Frage der Forschung markiert Klaus Raschok in der Einleitung die nach der „Einbindung [der Liturgiewissenschaft] in das kirchliche, kulturelle, politische und gesellschaftliche Leben im 19. und 20. Jahrhundert. Insbesondere die Zusammenhänge von Nation, Krieg und Gottesdienst bedürfen detaillierter Studien, damit das Fach nicht mehr wie bisher auf eher großflächige Vermutungen angewiesen bleibt.“⁴

2 Wunderbar nachgezeichnet findet sich dieser Agendenstreit bei Michael Meyer-Blanck, *Agenda. Zur Theorie liturgischen Handelns*, Tübingen 2013, 21–37, 32.

3 Benedikt Kranemann/Klaus Raschok (Hg.), *Gottesdienst als Feld theologischer Wissenschaft im 20. Jahrhundert*. Deutschsprachige Liturgiewissenschaft in Einzelporträts, 2 Bd., LQF 98, Münster 2011.

4 A.a.O., 43.

Peter Cornehl hat sich gleich nach Erscheinen an die Lektüre des Buches gemacht und eine umfangreiche Rezension verfasst.⁵ Unter anderem fragt Cornehl nach dem „langen Schatten des Antimodernismus“⁶ in der Liturgiewissenschaft und nach dem Verhältnis von „Gottesdienst und Politik“⁷. Cornehl schreibt: „Die Liturgiewissenschaft beider Kirchen stand in den 1920er und 30er Jahren politisch und weltanschaulich mehrheitlich rechts. Der liturgische Zeitgeist war überwiegend national, nationalistisch, völkisch, monarchistisch, bewegte sich im Parteienspektrum – von wenigen Ausnahmen abgesehen [...] – zwischen DNVP und NSDAP.“⁸

Das Fachgespräch des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD in Leipzig im Jahr 2013, dessen Beiträge hier – ergänzt um Artikel von André Fischer und Dirk Schuster – dokumentiert werden, bot die Chance, dem weiter nachzugehen. Wenn wir eine weitgehend immer noch existierende Leerstelle der Forschung begehen und die liturgische Entwicklung in den 1920er und 1930er Jahren näher betrachten, dann tun wir dies einerseits, um historisch genauer zu sehen, andererseits aber auch um Hinweise für die gegenwärtige Liturgik zu erhalten. Niemand entgeht seiner oder ihrer Kultur, niemand steht jenseits seiner oder ihrer Zeit. Je bewusster dies aber geschieht, umso besser lassen sich Einseitigkeiten vermeiden und lässt sich in liturgicis ein Blick gewinnen, der das Zeitbedingte in die Kontinuität einer langen Tradition der Wege und Irrwege einordnet.

Die Beiträge dieses Bandes werden mit einem Aufsatz des Historikers Harmut Lehmann eröffnet. Lehmann ordnet das Denken und Handeln zahlreicher Vertreter der Kirchen in der Zeit der Weimarer Republik und des „Dritten Reichs“ ein in die Entwicklungen des 19. Jahrhunderts. In diesem, so analysiert Lehmann, habe sich eine Verschiebung und eminente Bedeutungssteigerung des Begriffs „Volk“ gezeigt, der auch kirchlich rezipiert und transformiert werden konnte. Die „Volkskirche“, die für viele Protestanten Deutschtum und Luthertum auf ideale Weise

5 Vgl. Peter Cornehl, „Gottesdienst als Feld theologischer Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Deutschsprachige Liturgiewissenschaft in Einzelporträts“. Erste Leseindrücke aus evangelischer Sicht, in: PTh 101 (2012), 200–213.

6 A.a.O., 206–209.

7 A.a.O., 209–213.

8 A.a.O., 209.

verband, wurde propagiert. Damit verband sich der zweite von Lehmann analysierte Leitbegriff: Wiedergeburt. Dieser ehemals individuell bestimmte Begriff verwandelte sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem kollektiven: Es ging um Wiedergeburt und Auferstehung des Volkes (und damit auch: der Kirche in ihm), die dann in der Weimarer Republik von vielen nach dem Ende des Ersten Weltkrieges umso heftiger herbeigesehnt und durch den Nationalsozialismus als angebrochen betrachtet werden konnte.

Peter Cornehl, emeritierter Professor für Praktische Theologie aus Hamburg, legt in diesem Band weit mehr vor als nur seinen Beitrag für das Leipziger Fachgespräch 2013. Bei dem Artikel handelt es sich um eine deutliche Erweiterung auf der Grundlage weiterer intensiver Studien in den Quellen und in der Sekundärliteratur. Wir freuen uns, diesen wichtigen Beitrag an dieser Stelle veröffentlichen zu dürfen. Cornehl gründet seine Überlegungen auf dem Begriff der „liturgischen Mentalitäten“ und versteht darunter das Miteinander theologischer, kultureller und politischer Aspekte, die für liturgiewissenschaftliche Positionierungen und liturgiepraktische Entscheidungen Bedeutung erlangten. Gleichzeitig betont Cornehl die Bedeutung der „Gestalt“ für die Mentalitäten. Mentalitäten leben nicht im reinen Raum des Gedankens oder der emotionalen Innerlichkeit. Sie finden Ausdruck in Bildern, Ritualen – und eben auch in Gottesdiensten. Wenn Cornehl von *liturgischen Mentalitäten* spricht, so ist damit das im Blick, was gefeierte Gottesdienste prägt, was durch sie zum Ausdruck kommt und durch sie an Denken und Fühlen und Verhalten hervorgerufen bzw. stabilisiert wird. Es ist klar, dass es daher in dem Beitrag nicht nur um die Rekonstruktion einer Etappe der evangelischen Liturgiegeschichte geht, sondern zugleich um die Aufdeckung des Wechselspiels von Mentalität und Feiergestalten, die einerseits unhintergebar ist, andererseits aber genau deshalb eine präzise Reflexion erfordert. – So macht dieser Beitrag auch deutlich, vor welchen Herausforderungen die Liturgiewissenschaft gegenwärtig steht.

André Fischer, Pfarrer in Grafenwöhr und durch eine umfangreiche Dissertation ausgewiesener Kenner der Theologie von Paul Althaus (1888–1966), stellt dar, wie suggestiv sich das Volkstumsdenken für weite Kreise des deutschen Protestantismus seit dem Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik erwies. Es lag unmittelbar nahe, Volksmission und Volkstum zu verbinden und die vielfältig vermisste Idee der Gemeinschaft als Heilmittel gegen ‚zerstörerischen‘ Individualismus ekklesiologisch zu verstehen und liturgisch zu gestalten. Interessant ist

aber auch, wie sich Althaus' liturgische Reflexionen gegen bestimmte Ausprägungen völkischen Denkens im Sinne einer nationalen oder gar ‚arischen‘ Reduktion der gefeierten Liturgie wehren. Affinität zu völkischem Denken und bedenkenlose Aufnahme völkischer Überzeugungen geht so Hand in Hand mit der – zaghaften – Wahrnehmung einer gerade durch den gefeierten Gottesdienst und durch sein jede weltliche Ordnung transzendierendes Potential geforderten kritischen Sensibilität.

Der Historiker Dirk Schuster beschäftigt sich mit dem 1939 gegründeten Eisenacher „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“, stellt dies in den Kontext der Entwicklung der Thüringer „Deutschen Christen“ hinein und fragt, welche konkreten Arbeiten an Bibel, Gesangbuch und gottesdienstlicher Liturgie vorgenommen wurden. Die im Institut Aktiven forderten eine umfassende liturgische Modernisierung und mit ihr die Überwindung historischer Fehlentwicklungen im Gottesdienst, die monokausal mit dem „jüdischen Einfluss“ erklärt wurden. Schuster zeigt auch, wie nationalsozialistische Propagandabegriffe in das Liedgut und in die Umarbeitung der Bibel eingetragen wurden und so zahlreiche Theologen und Menschen in den Gemeinden prägten. Gleichzeitig weist Schuster auf Forschungsdesiderate: Die Frage nämlich, inwiefern die in Eisenach entwickelten Ideen, tatsächlich in den Gemeinden rezipiert bzw. akzeptiert wurden, lässt sich aufgrund der bisherigen Studien noch nicht beantworten.

Thomas Rheindorf, der mit einer Arbeit zur „Liturgischen Arbeitsgemeinschaft 1941–1944“ promoviert wurde,⁹ beschäftigt sich mit der Agendensituation von 1933 bis 1945. Die nach dem Ende des Ersten Weltkriegs vielfach empfundene Notwendigkeit, angesichts der radikal veränderten kirchlichen Verhältnisse auch erneuerte Agenden zu schaffen, führte etwa zu dem 1931 vorgelegten Agendenentwurf der Altpreußischen Union (eine revidierte Fassung der Agende von 1895), der aber angesichts der (kirchen-)politischen Entwicklungen nicht mehr zur offiziellen Agende werden konnte. Rheindorf untersucht unterschiedliche Ansätze in den 1920er Jahren und blickt auch auf die Wahrnehmung des Gottesdienstes durch die Gemeinde (ein Aspekt, der in der damaligen Agendendiskussion kaum zur Sprache kam). Unter anderem anhand der Auswertung der von 1929 bis 1935 unter der Federführung

9 Vgl. Thomas Rheindorf, Liturgie und Kirchenpolitik. Die Liturgische Arbeitsgemeinschaft 1941–1944, Arbeiten zur Praktischen Theologie 34, Leipzig 2007.

von Erich Stange herausgegebenen Pastoralblätter geht Rheindorf der Situation in der Zeit des Nationalsozialismus nach – und erarbeitet so den Hintergrund für die 1941 einsetzende Arbeit der „Liturgischen Arbeitsgemeinschaft“.

Konrad Klek, Professor für Kirchenmusik an der Universität Erlangen-Nürnberg und Kirchenmusikdirektor, stellt Textauszüge aus den letzten Jahrgängen der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“ vor. Mit dieser Tiefenbohrung wird es exemplarisch möglich, dem Wechselspiel von Mentalität und liturgischer Diskussion nachzugehen. Das vorgestellte Material erweist sich als offen für zahlreiche weitere Überlegungen und Forschungen.

Christiane Schäfer, promovierte Germanistin und Mitarbeiterin am Gesangbucharchiv der Universität Mainz, stellt die Sammlung „Kirchenlied“ aus dem Jahr 1938 in den zeitgeschichtlichen Kontext und analysiert die zeitgenössische Modernität zahlreicher der dort abgedruckten Lieder. Spannend ist die Beobachtung, dass die inhaltlich klare Abgrenzung zum Nationalsozialismus in einer Sprach- und Klanggestalt erscheint, die unmittelbare Nähe zum ‚Zeitgeist‘ jener Jahre aufweist. Der Denkstruktur oder herrschenden Mentalität entgehen die Lieder nicht, wie Schäfer an konkreten Beispielen aufweist.

Benedikt Kranemann, katholischer Liturgiewissenschaftler in Erfurt, schließt diesen Band mit der Formulierung von Forschungsperspektiven ab. Kranemann betont die Notwendigkeit genauer Quellenstudien und die Erschließung neuer Quellen (u.a. auch Ton- bzw. Bilddokumente), um damit die gottesdienstlichen Wirklichkeiten noch genauer beschreiben zu können und auch den Klang und die Performance zu bedenken. Auch die Wahrnehmung von Vernetzungen zwischen unterschiedlichen Akteuren könnte helfen, den Blick auf Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der liturgischen und liturgiewissenschaftlichen Entwicklung zu schärfen.